

3

gänzlich unzugänglichen Stellen widerspricht dieser Annahme. Andere wollten sie auch als Gletschertöpfe ansehen, d. h. als Vertiefungen, die das durch Gletscherpalten herabstürzende Wasser in den Untergrund des Eises durch Erosion hineinnagte, aber auch dieser Annahme widersprechen viele Einzelheiten der Lage und Gestalt dieser Gebilde. Man nimmt jetzt ziemlich allgemein an, daß die Kessel unter der Einwirkung normaler Verwitterung an der Oberfläche freistehender Granitfelsen entstanden sind, und soweit diese Oberfläche nicht wesentlich geneigt ist, bildet in der Tat das Vorhandensein solcher kesselförmigen Vertiefungen geradezu die Regel. Wenn auf der Oberfläche eines Granitblockes eine kleine Vertiefung vorhanden ist, so wird sich in ihr das Wasser sammeln, und das Gestein wird außerhalb der Vertiefung schneller trocknen als innerhalb. Da nun der Granit Bestandteile enthält, die von kohlenstoffhaltigem Wasser (und jedes Regenwasser ist kohlenstoffhaltig) zersetzt werden und da überdies die am Grunde der Vertiefung im Gestein enthaltene Feuchtigkeit im Frühjahr und Herbst nachts gefriert, so wird hier das Gestein zu lehmig sandiger Masse zermürbt. Die Verwitterungsmassen werden dann, wenn einmal auch die Vertiefung austrocknet, vom Winde herausgeblasen, oder wenn ein starker Regenguß niedergeht, werden sie über die tiefste Stelle am Rande der Vertiefung herausgeschwemmt. So gräbt sich die Feuchtigkeit an der Stelle der Vertiefung allmählich ein immer tieferes Loch. Zugleich aber feilt das bei Regengüssen überfließende schlammige Wasser eine Rinne an dessen Rand heraus, die man früher als „Blutrinne“ des „Opferkessels“ ansprach. Kessel und Rinne liegen jetzt im Kampf miteinander. Beide vertiefen sich, solange der Boden noch unter der Rinne liegt. Hat aber die Rinne den Kesselboden erreicht, so kann sich hier kein Wasser mehr ansammeln, weil alles sofort abfließt. Jetzt wird nur noch die Rinne erweitert, und es entsteht aus dem kreisrunden Kessel ein halbkreisförmiger, nach der einen Seite geöffneter „Sessel“, der sich übrigens gelegentlich auch dadurch bilden kann, daß ein mit einem Kessel versehener Granitblock, entlang einer feinen Rluft mitten durch zerspringt. Kesselbildungen und Sesselbildungen können wir an der Südwestseite der Burgmauern vielfach im Gestein beobachten. Sie sind hier besonders häufig, weil hier die Sonne auch im Winter auf die Felsen prallt, den Schnee schmilzt und das abwechselnde Spiel von mittäglichem Tauen und nächtlichem Gefrieren sich besonders oft während eines Jahres wiederholt, auch ist genug Wind und aufklatschender Regenfall vorhanden (Südwest- also Wetterseite!), um den neu entstandenen Verwitterungsrand aus den Kesseln zu entfernen, und um jeden Moosansatz am Gestein, der das Spiel durch allgemeine Durchfeuchtung des Granites stören würde, zu verhindern. Besonders erwähnt sei ein allerdings nur flacher Kessel auf dem kleinen Steinplateau in dem östlichen mit Bäumen bestandenen Gebiet unter der Südmauer der Burg. Hier sind zwei flache Opferkessel zu einer herzförmigen Gestalt zusammengefloßen

und an dem Rande ragt geschwürartig eine dunkle Kugelschliere hervor, genau in derselben Weise wie wir dies an der Unterseite eines überhängenden Felsens am Eingange des Runicundenweges beobachteten. Wir können uns hier überzeugen, daß nicht Menschenhand und nicht ausschleifendes strudelndes Wasser die Kessel gebildet hat, denn beide hätten die nur wenig härtere Kugelschliere ebenfalls mit abgeschliffen, sondern daß es dieselben Faktoren waren, wie an der überhängenden Wand, das „Absanden“ durch Frost und die teilweise Zersetzung der Gemengteile durch die Kohlenstoffsäure der Luft.

Wir kehren nun, da der Durchgang nach dem Höllengrundweg entlang der Südmauer gefährlich und deshalb verboten ist, zum Schloß zurück und umgehen das ganze Gemäuer bis zu dem kleinen Pförtchen, welches den engsten Teil des Höllengrundweges überwölbt. Links im Felsen und in den Stufen entdecken wir hier kleine kaum faustgroße dunkle Kugelschlieren. An dem nach Agnetendorf abgehenden Zweig des Weges beobachten wir einen besonders schönen großartigen Sesselstein. Der Block, in den der Sessel eingefressen ist, ist ins Rutschen gekommen und etwas umgeklappt, daher sind die Wände der Sessellehne nicht mehr senkrecht, wie dies ihrer Entstehung nach natürlich ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Weiter südlich an der Bergnase finden wir auch eine kleine an das Prebischtor in der Sächsischen Schweiz erinnernde, freilich von Schutt und Blöcken noch erfüllte Höhlenbildung. —

Steigen wir nun den Zickzackweg durch die Wiesen des Höllengrundes hinab, so sehen wir auf der anderen Seite des Hermsdorfer Tales zwei kleine Steinbrüche und können vielleicht auch mit dem Fernglafe feststellen, daß das Gestein dieser Brüche anders geartet ist wie unser Granit, daß es wie der Aplut in kleine ziemlich scharfkantige Stücke zerfällt. Würden wir es uns näher ansehen, so fänden wir darin dieselben Gemengteile wie im Granit, aber die porphyrischen Feldspäte viel kleiner (höchstens haselnußgroß) und die Grundmasse eigentümlich fest verschmolzen, wie von einem trüben Email durchtränkt. Wir haben hier eine Granitart, die erst später in eine neu entstandene Spalte des schon erkalteten Granites eindrang und daher schnell erstarrte, und nicht vollkommen auskristallisierte, so daß der Rest zwischen den einzelnen Kriställchen der Grundmasse als ein für das bloße Auge nicht mehr erkennbarer Email fest wurde. Wäre die ganze Masse zwischen den Feldspäten in dieser Weise „kryptokristallin“ erstarrt, so würde man das Gestein Porphyre nennen. So aber bezeichnet man es als Granitporphyr. Die Spalten, auf denen im Riesengebirge der Granitporphyr empordrang, sind oft mehrere Meilen lang und verlaufen ganz schnurgerade durch das Land. Sie entstanden wahrscheinlich in jener bewegten Zeit, als im Waldenburger Land die großen Porphyrvulkane Hochwald, Sattelwald, u. s. w. emporbrachen. Jetzt treten diese mit abweichendem Gestein ausgefüllten Spalten, die Gesteinsgänge, meist als

scharfe gradlinige Höhenrücken aus dem Gelände hervor, der Ziegenrücken bei Steinseiffen, die Glausnitzer Schärfe sind solche Höhenrücken und auch der uns gegenüberliegende Rücken mit den beiden Steinbrüchen wird im Volksmunde kurz als „die Schärfe“ bezeichnet. Der Gang erstreckt sich südwärts bis fast an die Schneegruben; wie weit er sich noch unter den Lehmen des Warmbrunner Beckens hinstreckt, ist nicht bekannt.

Am südlichsten Punkt der großen Begleitere haben wir noch einmal einen Blick auf die Schottergrube der oberen Terrasse, auf die wir schon am Anfang unserer Wanderung bei den Häusern Jdyll und Waldwehen aufmerksam wurden. Wir sehen hier, daß sich hinter der größten Grube am Abhang noch mehrere kleinere Schottergruben ausbreiten.

Einen großartigen Anblick gewährt uns beim Weitergehen der Anblick auf die senkrecht abfallende Felswand des Rynast. Die grobe Bankung des Gesteins verläuft nicht ebenflächig, sondern zeigt große kuppelförmige Wölbungen der einzelnen dicken Felsplatten. Das Wasser hat sich tiefe Abflußrinnen in die oberste Kante dieser Felsplatten eingerissen.

Der Wald, der uns bald wieder aufnimmt, ist erfüllt von abgestürzten Granitblöcken, von denen viele Kesselbildungen und Sesselbildungen zeigen, mehrfach nicht an den oberen sondern an den seitlichen Flächen der Quadern, Beweise, daß die Kessel sich ins Gestein einenkten, ehe sie von der Höhe herabrollend ihre jetzige Lage einnahmen. Auch kleine Aplitgänge sind mehrfach zu beobachten und einer der Blöcke zeigt neben scharf begrenzten Aplitgängen breite aplitische Schlieren, die mit dem normalen Granit durch allmähliche Uebergänge verbunden sind und uns dadurch zeigen, daß hier das eisenärmere Aplitmagma nicht erst nach der Erstarrung des Granites herausdrang, sondern sich schon während der Erstarrung an einzelnen Stellen der glutflüssigen Masse aussonderte. An den Felsen hinter dem Waldrestaurant beobachten wir wieder eine größere dunkle Kugelschliere, die sich aber erst bildete, nachdem bereits einzelne schon festgewordene Feldspäte in dem Magma umherschwammen, und die daher einzelne weiße rechteckige Feldspatkrystalle umschließt.

Im Weiterwandern haben wir bald unterhalb der Gastwirtschaft noch einmal einen recht klaren Überblick über die scharfe Schneide des vom Granitporphyrgang gebildeten Bergrückens. Wir schwenken in den rechts am Hange entlang führenden Weg ein, der uns mehrfach schöne Überblicke über die vor uns liegende Terrasse und ihr gegenüberliegende von der jüngeren Talfurche abgetrenntes Gegenstück gewährte. Kurz ehe wir die Terrasse erreichen, zeigen uns die Felsen rechts über der Bank noch eine schöne eigenartige kleine Höhlenbildung. Eine senkrechte Spalte hat einen Teil des Granitblockes abgetrennt, und da bei der Erosion des alten Talbodens mehrfach Wasserströme durch diese Spalte geflossen sind, so haben sie die Spalte in verschiedenen Höhen zu rundem Querschnitt wie ein Kanonenrohr ausgebohrt. Auf unserem Rückweg halten wir uns etwas links, gehen das letzte Stück am Bach entlang,

und können mehrfach abgerollte Blöcke des von porphyrischen Feldspäten freien Rammgranites im Bachbett beobachten. Wenn wir dann aber in der elektrischen Bahn sitzen und von der Warmbrunner Ebene aus noch einmal unsere Blicke auf den Rynast richten, so sehen wir aus der Ferne viel deutlicher wie aus der Nähe, daß Rynast und Herdberg ein einheitliches Bergmassiv bilden, und daß der Rynast nichts anderes ist als die nördlichste Spitze des Herdberges, die nur durch die Erosion des Höllengrundes von ihm abgetrennt wurde.

Dr. Siebelt, Sanitätsrat (Hinsberg): **Die naturgeschichtlichen Sammlungen in Warmbrunn.** Der Dreißigjährige Krieg konnte, so schrecklich er auch wütete, das geistige Leben Deutschlands nur zum Schlummern bringen, nicht aber ertöten. Noch vor Ablauf seines Jahrhunderts finden wir eine Menge Anzeichen des Wiedererwachens der Geisteswissenschaften. In Schlesien wie anderswärts waren es nicht allein ihre berufenen Vertreter wie Geistliche, Richter, Ärzte, sondern grade auch verschiedene der großen Grundherren, die sich in dieser Richtung vorteilhaft bemerkbar machten. Zu erinnern ist da an die Gersdorfs in Messersdorf, deren einer, bekannt durch seine naturwissenschaftlichen Neigungen und Erfolge, später ein Mitbegründer der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften wurde. Aber auch ihr Nachbar diesseits der damaligen schlesischen Grenze, der Besitzer der Herrschaften Greiffenstein und Rynast, Hans Anton Graf Schaffgotsch machte sich einen Namen als Begründer einer Majoratsbibliothek, die sich aus bescheidenen Anfängen im Giersdorfer Amtshaus und Hermsdorfer Schlosse, später in die alte Propstei zu Warmbrunn verlegt, zu einer beachtenswerten wissenschaftlichen Bücherei entwickelte. Zunächst ziemlich planlos angelegt, wurde sie auch eine Sammelstätte vieler beim Brande der Burg Rynast (1674) geretteter Waffen und sonstiger wertvoller Altertümer, welche die kaiserliche Kaiserin Ferdinand II. nach dem gewaltsamen Tode Hans Ulrich Schaffgotschs dort oben belassen hatte. Zu ihnen gesellten sich nach und nach, dem Geschmade der Zeit entsprechend, auch allerlei naturgeschichtliche Kuriositäten. Man konnte dort ein Krokodil, den zähnebewehrten Rachen eines Haiisches, die Stosswaffen des Narwals und des Sägeschwanzes, einen Seehund, Mißgeburten und vieles andere für unsere Vorfahren seltsame Götter anstaunen. Allmählich sammelte sich um diesen Grundstock immer mehr an; es entstand eine Mineralien-, Käfer- und Schmetterlingsammlung, für welche die Hinterlassenschaft des vor etwa 30 Jahren verstorbenen Warmbrunner Arztes Dr. Buchs eine äußerst wertvolle Bereicherung bildete. Die Krönung des Ganzen ist aber in einer Zusammenstellung der Vogelwelt der Erde, welche nur noch verhältnismäßig wenig Raritäten, dafür aber viele Seltenheiten aufweist, zu erblicken. Liebhaberei oder vielmehr liebevolles Verständnis des jetzigen Besitzers der Sammlung, des Grafen Friedrich Schaffgotsch, ließen sie bald über den beschränkten Raum der Bücherei hinauswachsen. So wurde sie vor einigen Jahren in ein besonderes Gebäude verlegt, wo sie unter der sorgsamsten Pflege des Konservators Martini weiter wächst und das Entzücken zahlreicher Besucher, die ohne weiteres Zutritt haben, erregt. Ein kurzer Rundgang kann uns natürlich nur Stichproben des Vorhandenen geben; Tage, Wochen und mehr könnten mit genaueren Studien des Inhaltes der unzähligen Schübe und Schränke ausgefüllt werden. Da finden wir z. B. übersichtlich zusammengestellt den in Schlesien selbst in seinem letzten Rückzugswinkel, den Reinerzger Seefeldern, nunmehr ausgerotteten Apollofalter mit seiner ganzen farbenprächtigen Sippe. Ein anderer Ast führt uns die Entwicklung des für unseren Obsthau oft so verhängnisvollen Frostpanners vor. Farbenprächtige und unscheinbare, kleinste und größte, viele Vögel an Flügelspannung übertreffende Schmetterlinge bergen die vielen Kästen. Ähnlich ist es mit den Käfern, bei denen weniger die Farbenpracht, als die oft groteske Körper-

form auffällt. Und nun erst gar die bunte Vogelwelt, welche die Glasschränke füllt! Ich kann die Zahl der ausgestellten Papageien- und Kolibriarten, der Paradiesvögel und des Raubzeuges nicht angeben, aber der Vögel sind, wie schon bemerkt, nicht viele. Vollzählig versammelt sind die Vertreter der Heimat Schlesiens vom gewöhnlichen Dreckschwarz bis zum Uhu und stolzen Auerhahn, in allen ihren Entwicklungsformen, vom Ei bis zum Alttier. Wertvoll ist dabei, daß kein Tier Aufnahme fand, bezüglich dessen Fundort und Herkommen nicht genau festgestellt sind. Daß die Beziehungen der heimischen Tierwelt zu den Nuzzhölzern als Nütz- oder Schädlinge besondere Beachtung und Darstellung fanden, wird bei dem ausgedehnten Waldbesitze des Grafen Schaffgotsch nicht wunder nehmen. Da sehen wir u. a. die Kanne in ihrer verwüstenden Wirksamkeit und bewundern beinahe ärgerlich die Arbeit des Spechtes im Holztamme und vieles andere. Schon erweisen sich auch die jetzigen Räume als zu eng, vieles kommt deswegen nicht recht zur Geltung. Noch bergen die Schübe zahllose Vogelbälge, die der Verarbeitung und Aufstellung harren. In Friedenszeiten war der Neubau eines Sammlungshauses als kleines naturkundliches Museum geplant. Ob das unter den dem beseitigten Grundbesitz drohenden Umwälzungen unserer Zeit sich wird ermöglichen lassen, steht dahin. Der Schaden dürfte auch hier die Allgemeinheit treffen. Jedenfalls aber haben die Grafen Schaffgotsch sich in ihren wissenschaftlichen Sammlungen ein unvergängliches Denkmal geschaffen.

Dr. Siegfried Stieber (Schmiedeberg, jetzt Aue im Erzgebirge): **Die Volksfeste der Grafen Czernin in Schmiedeberg.** In seiner Geschichte von Schmiedeberg berichtet Eisenmänger von zwei festlichen Einzügen der Grafen Jakob und Franz Joseph Czernin, der Grundbesitzer von Schmiedeberg, in den Jahren 1688 bez. 1727. Beim ersten Male wurden alle Untertanen der Herrschaft auf den 3. Mai nach Gut Neuhoß geladen. Man briet dort drei ganze Ochsen und zwei Hirsche, gab 80 Achtel Bier aus, ließ von vier Weibern herab aus vier Eimern roten oder weißen Wein laufen und gab alles nachmittags drei Uhr dem Volke preis. Bis in die Nacht hinein lief der Wein und konnte von jedermann geschöpft werden. Außerdem warf der Hofsberg Paul 100 Gulden unter die Menge aus, und den Jungfrauen, die ihre besonderen vier Achtel Bier erhielten, wurden von einem Baum im Garten noch außerdem 50 Gulden ausgeworfen. Dem allen sah die Herrschaft nebst ihren vornehmen Gästen von einem geschmückten Platz zu und belustigte sich an den Späßen, an dem Kampf um Wein und Geld. Ähnlich wars bei der Huldigung der Untertanen am 29. Mai 1727. Auch da gab man 16 Eimer Wein und viel Bier aus, ließ Geld, 2240 „Läbel“ Brot und 1500 Semmeln auswerfen, drei ganze Ochsen und einen Hirsch braten und gab Braten und Wein zu bestimmter Stunde preis. Diese an Schlaraffenzeiten erinnernden Volksbelustigungen der Schmiedeberger weisen bemerkenswerte kulturgeschichtliche Beziehungen auf. Der Goethekennner wird sich gewiß erinnern, im 5. Buche von Dichtung und Wahrheit ähnliches aus Frankfurt gelesen zu haben, von gebratenen Krönungsochsen, von Weinbrunnen, vom Geldauswerfen und Preisgeben. Und hier liegt der Schlüssel zum Brunnen, aus dem die Grafen Czernin den Einfall zu der merkwürdigen Bewirtung schöpften. Verfolgen wir kurz den kulturgeschichtlichen Stammbaum, so finden wir bei den deutschen Kaiserkrönungen die erwähnten Gebräuche nachweislich seit der Krönung Friedrich III., vom Jahre 1442, in Aachen. Offenbar sind sie aber älter und gehen auf altertümliche Volksgebräuche zurück, haben sogar Beziehungen zu bäuerlichen Hochzeitssitten und Fastnachtspäßen. Die Sitte, in die am Spieß zu bratenden Ochsen, Lämmer, Ferkel, Enten und Hühner als Füllung hineinzuschieben, wird aus Skandinavien, von den Nördern und aus Kleinasien berichtet. Gelehrte Krönungsbesucher verglichen wegen dieser Besonderheit den Festochsen mit dem trojanischen Pferd und alte Krönungstafelbilder stellen dar, wie aus dem Bauch des Riesenchens die Köpfe der Füllselbtiere heraushängen. Der Weinbrunnen ist jedenfalls die Verwirklichung eines Märchenguges. Schon die Griechen fabelten ja von Gießbächen, die Wein führten. Ähnliches kennt die Phantasie romanischer Völker, und in

der deutschen Fassung des Märchens vom Schlaraffenlande werden Bier- und Weinflüsse erwähnt. Auch heute noch glaubt man im Volke hier und da, daß in der Christnacht sich das Wasser der Brunnen in Wein verwandelt. Festschmückungen in Neapel (cuccagna) und in Spanien übertragen Schlaraffenmotive ähnlich in die Wirklichkeit. Es werden da Pyramiden, beladen mit Gewürzen, Wärrn und Federvieh, durch die Stadt getragen und zuletzt dem Volke preisgegeben. Der deutsche Weinbrunnen scheint bereits auf dem berühmten Minnesängerfest Barbarossas zu Mainz vorhanden gewesen zu sein. Sicher hat König Erich von Dänemark 1311 beim Nitterschlag in Roskilde und Cola di Rienzi bei seinem Augustfeste zu Rom 1347 Wein springen lassen. Im 15. Jahrhundert ist der Weinbrunnen schon häufiger nachweisbar, z. B. bei einem Feste des Papstes Pius II. in Viterbo oder bei der Krönung des Matthias Corvinus von Ungarn 1476. Seit 1442 ist der Weinbrunnen unumgängliches Ausstattungsglied bei jeder deutschen Kaiserkrönung bis zur letzten 1792 in Frankfurt. Und von dort aus, wo so viele Fürstlichkeiten, Grafen und Herren dem lustigen Volksschauspiel zusahen, verbreitete er sich über alle großen und kleinen Höfe. Im 17. und 18. Jahrhundert ward wohl selten eine fürstliche Hochzeit gefeiert, bei der nicht ein Weinbrunnen für das Volk ausgestellt worden wäre. Auch Gesandte fremder Höfe, z. B. französische und spanische, feierten pomphaft die Namenstage ihr Könige mit Festmahl, Feuerwerk und Weinbrunnen. Das Geldauswerfen als Zeichen königlicher Freigebigkeit wird bereits vom Frankenkönig Chlodwig erzählt. Der deutsche Kaiser Otto IV. warf bei seiner Kaiserkrönung in Rom Silbermünzen unter das Volk um sich den Weg zu bahnen, und bei den deutschen Krönungen in Aachen und Frankfurt war die Sitte seit Karl IV. üblich. Durch letzteren Herrscher wurden die Volksbelustigungen zum Teil sogar zu staatsrechtlichen Akten, indem er in der Goldenen Bulle den Kurfürsten, als Inhaber der Erzämter, symbolische Handlungen auftrug, z. B. dem Krönling Braten und Wein darzureichen. Die Zeremonien der Erzämter sind allmählich weiter ausgestaltet worden bis zu dem Grade, wie Goethe sie als Knabe gesehen und als Greis so lebendig geschildert hat. Nichterwähnt ist bei Goethe, daß auch in Frankfurt Semeln unter die gierige Menge geworfen zu werden pflegten, wobei sich besonders die Bäckergehilfen als Auswerfer allerlei Scherze leisteten. Der Hauptpaß für die hohen Herrschaften war das Preismachen aller dieser Dinge durch das Volk, d. h. die Späße und Kämpfe, die Neckereien und Prügeleien, die es dabei setzte und die sich von oben aus so lustig anjahen. Die Volksbelustigungen waren also eigentlich mehr Belustigungen der Fürsten und Großen am Volk. Diesen Grundzug tragen auch die Schmiedeberger Festlichkeiten. Die Grafen Czernin, wenn sie auch ihren Untertanen einen guten Tag machen und sich gnädig erweisen wollten, gedachten vor allem, dabei über ihre Bürger und Bauern wie über die Späße ihres Hofzweigs weidlich zu lachen. Sie mochten vom kaiserlichen Hof her diese Art Belustigungen kennen und ahmten sie nach. Außer zu den Kaiserkrönungen in Frankfurt am Main veranstalteten die Habsburger ja bei den Krönungen in Preßburg und Prag Feste mit gleichem Brunt und entlehnten Bräuchen. So gab es in Preßburg 1687 zur Krönung Josephs I. einen gepickten Ochsen, einen Weinbrunnen und Weißbrot zum Auswerfen. In Prag wird der gepickte Ochse 1617 bei der Krönung Ferdinands II. und 1723 unter Karl VI. erwähnt. Ebenso gab es dort Weinbrunnen und Geldauswerfen. In Prag läßt sich sogar die Beziehung zu einem noch viel älteren Brauch knüpfen: dort streute man schon im frühen Mittelalter bei den Umzügen der neueingesetzten Herzöge Misse unter das Volk. Die Schmiedeberger Festlichkeiten unter den Czernins sind mithin nichts Ungewöhnliches. Mancher Schmiedeberger Bürger mochte schon aus den im ganzen Reich verbreiteten fliegenden Blättern von der Wahl und Krönung des deutschen Kaisers oder aus Jahrmarktsbildbogen Kenntnis haben von den Volksbelustigungen auf dem Frankfurter Römerberg. Hier in Gut Neuhoß konnte er 1683 und 1727 etwas Ähnliches erleben. (Weiteres Material in: Stieber, Volksbelustigungen bei deutschen Kaiserkrönungen. Archiv f. Frankfurts Geschichte u. Kunst, 3. Jg., Bd. XI 1913).

Prof. Dr. E. Gierach, Reichenberg: **Der Siebengiebelstein.** Daß der Name des Siebühels auf Siebengiebelstein zurückgeht, ist eine Erkenntnis, die wir dem auch für unsere Heimat zu früh verstorbenen Herrn R. K. I. n. d. e. r. verdanken. Aber eine Erklärung wie der Berg zu diesem seltsamen Namen kommt, wurde in dem Aufsatz „Der Name des Siebühels“, Jahrg. VIII dieser Mitteilungen, S. 20 fg., nicht gegeben. Es wurde wohl das Forsthaus Siebengiebel im Erzgebirge genannt, ohne aber die darin liegende Deutungsmöglichkeit auszunützen. Und doch scheint mir dieser Name auf die Lösung zu führen. Siebengiebelhaus ist eine nicht seltene Bezeichnung für alte, giebelreiche Häuser. Der bekannte große amerikanische Schriftsteller Hawthorne (1804 bis 1864) hat sogar einen seiner Romane „The House of the Seven Gables“ benannt. Er beschreibt das Gebäude als a rusty wooden house with seven acutely peaked gables, facing towards various points of the compass, and the huge, clustered chimney in the midst (ein rostbraunes Holzhaus mit sieben scharf gespitzten Giebeln, die nach verschiedenen Seiten der Windrose schauten, und einem ungeheuren vieltelligen Rauchfang in der Mitte). Die Vorstellung eines solchen Daches kann recht wohl in dem Gedanken des Beschauers hervorgerufen werden, wenn er die vieltuprige Felsgruppe auf der Höhe des genannten Berges erblickt. Sie muß die Bezeichnung „Siebengiebelstein“ veranlaßt haben. Zum Verständnis der Namensentstehung denke man sich in die Lage des Gebirglers, der eben genötigt ist, die eine Kuppe von der anderen zu unterscheiden und irgendeine bezeichnende Eigenschaft oder Ähnlichkeit herausgreift, um das Ding sprachlich ausdrücken zu können. Daß der Name zunächst auf die Felsgruppe ging und dann erst auf den Berg übertragen wurde, lehrt schon die Bezeichnung „Stein“. Die Zahl „sieben“ ist dabei natürlich nicht wörtlich zu nehmen, sie verdankt hier ihr Dasein ihrer sonstigen Beliebtheit (vgl. Siebnach, Siebnach, Siebnäbmen, Siebnbrunn, Siebnbürgen, Siebnreichen, Siebengebirge, Siebnhürten, Siebnhöflein), Siebnhufen, Siebnlehn, Siebnkinder, Siebnstern usw.). Das „Siebengiebelwasser“ ist natürlich das vom Siebengiebel kommende Wasser; denn der Berg wurde kurz „Der Siebengiebel“ benannt, was in der Mundart lautgekehrt „Siegiebel“ ergab. Die Niederschreiber haben in völliger Verkennung des Wortes daraus einen Sieghübel oder Sieghübel gemacht, weil die Bezeichnung „Hübel“ für Berge im Erzgebirge auch sonst üblich ist. Es ist daselbe Mißverständnis der mundartlichen Form, wie man aus dem „Barhejt“ (d. i. Bärhaupt) eine Bärheide gemacht hat, obwohl dieser Berg ebensowenig eine Heide ist wie jener ein Hübel.

Oswald Bergener (Forst i. L.):

Hochwaldstimmen.

Hörst du der Amsel Abendflöten?
Der Abendglocken fern Geläut?
Wie klingt es doch so sieghaft heut
Hoch über Furcht und Todesnöten!

Hörst du im Forst die Finken schlagen?
Sie tragen's schallend fort und fort
Zum fernsten Wald, zum fernsten Ort,
Das Lied von schön'en Zukunftstagen.

Hörst du im Holz die Axtschellen?
Noch lebt die alte deutsche Kraft,
Die selbst im Elend Taten schafft,
Ob auch viel tausend Splitter fallen.

Hörst du das Rollen, das entfernte?
Dort fährt der Bau'r in Busch und Baum,
Mit ihm der deutsche Zukunftsraum
Von Blütenpracht und stolzer Ernte.

Hörst du des Sägewerks fernes Schnauben?
Dort richten sie die Balken her
Zum deutschen Dom, zur deutschen Wehr,
Weil sie an Gott und Deutschland glauben.

Hörst du der Wipfel Hochchoräle?
Aus tausendfachem Höllentor
Auf Adlerflügeln steigt empor
Zum goldenen Blau die deutsche Seele!

Otto Schwarzenholz, (Breslau): **Spinnstubenfrieden.** Eine der interessantesten Bahnen Deutschlands ist unstreitig die von Hirschberg bis Grünthal. Sie ist eine Adhäsionsbahn und erklimmt, durch langgezogene Schienen unterstützt, eine ziemlich hohe Höhe. Während der Ausgangspunkt bei Hirschberg etwas über 300 m liegt, blickt das Dampflok bei Grünthal, dem Scheitelpunkt, aus einer Höhe von über 800 m in das Weißbachtal hinunter. So lange der Zug in der Ebene läuft, das ist die Strecke von Hirschberg bis Petersdorf, gewährt er dem Reisenden von seinen Aussichtswagen eine Menge lieblicher Landschaftsbilder, die gleich nach Verlassen des Borortsbahnhofs Rosenau kaleidoskopisch vor seinen Augen vorbeiziehen. Im Tale beleuchtet die Sonne eine Menge roter Ziegeldächer, die da und dort aus grünem Versteck hervorlugen. Dazwischen schieben sich die waldbestandenen Vorberge, so der aussichtsreiche Scholzenberg bei Warmbrunn, der sagenumwobene Rynast bei Hermsdorf mit seinen weithin sichtbaren grauen Mauern und die Wilhelmshöhe bei Petersdorf, über der sich einer der schönsten Aussichtspunkte des ganzen Riesengebirges, die Bismarckhöhe, erhebt. Alles wird überragt von der blauen Kammwand mit ihren vielen Spizen: Schneefoppe, große und kleine Sturmhaube, Hohes Rad, Reisträger usw. Gleich hinter Bahnhof Petersdorf eilt der Zug auf einer ziemlich weitgetreckten Kurve zur Station Nieder-Schreiberhau. Diese Station liegt bei der Dachshau in einer Höhe von 600 m. Bis hierher sollte jeder Riesengebirgsreisende fahren, denn das Panorama, das sich seinen Augen von hier aus bietet, ist besonders großartig. Aus der Ebene, die 300 m unter uns liegt, grüßen die schmucken Dörfer Petersdorf, Hermsdorf, das Bad Warmbrunn und der große Häuserkomplex von Hirschberg empor. Dicht unter uns zieht sich das liebliche Zachtal zwischen dem Herlamm und den Ausläufern des Riesengebirges hin. Wie ein schmales Band erscheint es und weitläufig leuchten die kalkgetünchten Hausfassaden. Gegenüber unserem Standpunkte, in fast gleicher Höhe, getrennt durch das Zachtal, liegen auf grüner Matte die Häuser der Kolonie Kiefewald. Politisch gehört die Kolonie zur Gemeinde Petersdorf. Ein Idyll ist dieses Fleckchen Erde und es lohnt sich, von der Dachshau hinabzusteigen, den im Zachtal gelegenen Rochelfall — durch die Umgebung von pittoresken Felsgebilden sehr reizvoll — zu besuchen, und von dort aus auf herrlichen Waldwegen zur Kolonie emporzuwandern. Der dunkle Tannenwald, der Kiefewald umschließt, haucht dem Ankommenden seinen harzigen Duft entgegen. Aus des Waldes dunklen Gründen leuchtet hier und da das helle Grün von Buchen und Birken kontrastierend hervor und — zum Greifen nahe liegt der Riesengebirgskamm, mit den Schneegruben, aus denen bis in den Spätsommer hinein große Schneeflächen hervorleuchten. Aus der Tiefe grüßt Agnetendorf zu uns empor; von der Bismarckhöhe durch den Schindelgrund getrennt. Wandern wir in der Kolonie herum, ändert sich das Bild fast jede Minute. Täler, Höhen, Bergspitzen, Wälder wechseln. Ich kenne nicht weit ab von der Maglerkuppe eine Naturbank, von der man seine Blicke südwärts nach dem Kamm und nordwärts nach der Ebene, schweifen lassen kann. Wenn die Nebel am Kamm auf- und abwogen, einmal verhüllend, einmal enthüllend; wenn Wolkenschatten über uns hinweghüben, dahingegen das Hirschberger Tal im goldenen Sonnenschein liegt, so sind das Gegensätze, wie man sie nicht wieder im Gebirge schaut. Die Häuser von Kiefewald liegen verstreut auf dem Plateau und an dessen Abhängen; einzelne ziehen sich bis zum Rochelfall hin. Infolgedessen sind die Hauseinwohner viel auf sich selbst angewiesen. Besonders im Winter, wenn meterhoher Schnee alle Wege und Stege sperrt, bildet die große Stube mit dem umfangreichen Kachelofen und der Bank darum den Angelpunkt der Hausinsassen. Im Frieden war das sogenannte „Tanzvergnügen“ in einem der Gasthäuser von Kiefewald, Petersdorf oder Agnetendorf für alt und jung ein Hauptvergnügen und meistens verlief es harmlos. Die jungen Burschen schwenkten ihre Mädel nach dem Takte des die neuesten Melodien spielenden, kleinen Orchestrions im Kreise herum, während die Alten in einer verschwiegernen Saalecke ihr Plauderstündchen abhielten. oder eine Partie „Schafstopp“ spielten. So gegen 9 Uhr abends pilgerte alt und jung den heimatischen Penaten zu und am anderen Morgen, wenn der

Hahn zum ersten Male zu krähen anfang, begann das alltägliche Leben von neuem. — Ganz anders gestaltete sich ein Vergnügen, das nicht alle Sonntage, sondern nur einige Male im Jahre stattfand. Es war die „Spinnstube“. Die Kiewalder sagten wohl auch: „Es geht runderrum!“ Alte heimatische Sitten und Gebräuche wieder zu beleben, das war wohl der Grund, der die ersten Veranstalter der Spinnstube zusammenführte. Die Weiber trugen kurze Röcke, bunte Nieder, die Mannspersonen Farbenhosen, die in Schafstiefeln steckten und kurze Jacken. Wieder und wieder waren mit „Firlersanz“ behangen. Mit „Firlersanz“ bezeichnete man seltene Münzen, Spangen, Ketten. Ich habe „Firlersanz“ gesehen, der, wenn er in einem großstädtischen Museum Platz gefunden hätte, mit Kennermiene studiert worden wäre. Im Kriege war die Spinnstube eine Seltenheit geworden. Die jungen Männer, immerhin das belebende Element, waren zum Militär eingezogen und den Alten war es garnicht so recht zu Mute. Wenn aber mal so ein paar Urlauber ankamen, dann ging es gewöhnlich auch in Kiewald wieder mal „runderrum“ und die Spinnstube lagte. Im großen und ganzen ging es aber nicht so lebhaft zu; es war mehr eine stille Erholung. Der Tanz fehlte. Der „Alte Schleier“, der „Besentanz“ und „Als der Großvater die Großmutter nahm“ waren eingeschlafen; auch das beliebte Frage- und Antwortspiel war eingeroftet. Man freute sich vor allen Dingen, daß man wieder einmal „untereinander“ war, und die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die Kriegsergebnisse und um die Ernährung. Ich traf es glücklich, als ich im Oktober v. Js. nach einem Aufstieg von der Schneegrube in Kiewald Halt machte. Es ging an dem betreffenden Abend „runderrum“. Ich wußte, ich brauchte nicht erst um die Erlaubnis zum „Mittmachen“ nachzusuchen, da ich nicht unbekannt war. Ich setzte mich still in eine Ecke der Spinnstube und beobachtete die „Mittmacher“. Deren Zahl war nicht groß; etwa 12 mögen anwesend gewesen sein. Die alten und jungen Weiber drehten fleißig ihre Räder, wobei ich zu bemerken glaubte, daß von „Wolle“ nicht viel die Rede war. Dahingegen schmauchten die alten Mannspersonen tüchtig die Pfeife. Der Toback war nicht von Pappe; zu Ehren der Spinnstube hatten die „Alten“ ihr Schackstäblein zu Hause entleert und von der „Schmware“ eine gute Prise mitgebracht. Ein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter alter „Siebziger“ erzählte zum so und sovielten Male seine Kriegserlebnisse. Briele aus dem Felde gingen von Hand zu Hand und mancher Seufzer ging durch den Raum, wenn die Nachrichten ernst waren. Aber auch manch glückliches Lächeln erhaschte ich, wenn von den Heldentaten des Viebten die Rede war. Jetzt nahm ein Urtauber das Wort; alle drängten sich um ihn. War doch, im Gegensatz zu früher, wo die jungen Burschen selten aus dem Dorfe herauskamen, der „Suldate“ weit in der Welt herumgekommen. Er erzählte seine Erlebnisse, wobei er wohl etwas stark auftrug. Aber: „Je dicker, je besser!“ Das war gerade schön. Etwas abseits von den übrigen, am Mischensfenster, saß ein altes, weißhaariges, gebrechliches Mütterlein. Sie beteiligte sich nur dann und wann an der Unterhaltung; meistens waren es Mahn- und Trostworte, die sie sprach, wenn die Unterhaltung erregte, wenn „dischutiert“ wurde. Als jetzt einer der Anwesenden über die Lebensmittelnot, den Wucher, die lange Kriegszeit, das gegenläufige Morden, räsonierte, erhob sich das Mütterlein von ihrem Sitze, humpelte bis in die Mitte der Stube und — wie Prophetenworte klang es von ihren Lippen:

„Siehe, es wird sein in den späteren Zeiten, da wird feststehen der Berg des Ewigen, und die Völker werden zusammenkommen und werden sprechen: Auf zu dem Berge Gottes, er wird uns seine Wege lehren, und sie werden zerstampfen ihre Waffen zu Ackergeräten, kein Volk wird gegen das andere mehr ein Schwert erheben.“ Ganz still wurde es in der Spinnstube und — leise schlich ich mich von hinten, darüber nachdenkend, welcher Psalmist dem alten Mütterlein die erhebenden Worte über den „Völkerbund“ eingegeben haben könnte. (Der Verfasser hat nichts von meinem lieben Hauptmann Coghó, nichts von dem dichterisch begabten Lehrer Casper in Gaim erwähnt, und doch sind diese als die eigentlichen Verebeler der „Spinnstube“ zu betrachten. Sie haben in den 80er

Jahren auf das schlummernde Leben der Spinnstube mit großem Geschick hingewiesen und es für eine Reihe von Jahren zu einem Anziehungspunkt für die Fremden gemacht. Mehr darüber in der Jubiläumsschrift des R.-G.-B. 1906. Die Schriftleitung.)

G. Landsberg-Calvari (Arnsberg): **Ein Hamsterweg bei Vollmondschein.** Es war höchste Zeit, wieder mal hamstern zu gehen. Ich hatte nur noch zwei Eier in meinem Besitz. So entschloß ich mich, meine März-dorfer Freunde aufzusuchen. Ich hatte mich etwas verspätet, und als ich am Bahnhof Vähn anlangte, war es bereits 10 Uhr morgens. Die Sonne brannte vom blauen Himmel hernieder. Das gäbe, wenn ich so ohne Kopfbe-deckung und ohne Schirm den sonnigen Weg bis März-dorf ging, die schönste Migräne. Und krank zu sein, habe ich durchaus keine Zeit. Also ging ich wieder heimwärts meinen häuslichen Verrichtungen nach und machte mich abends gegen 7 Uhr auf den Weg. Es war zwar auch noch warm, aber die Sonne stand schon tief. Als ich auf dem Hellberg anlangte, von dem aus man das Städtchen Vähn so wie aus einer Spielzeugkassette auf-gebaut, liegen sieht, war von der Kette des Riesenge-birges, die man sonst in ihrer ganzen Ausdehnung von der Koppe bis zum Reifträger dort erblicken kann, nichts zu sehen als ein grauer Strich. Es war alles in Dunst gehüllt. Künftig schritt ich meines Weges fort, in den herr-lichen Juniabend hinein. Als ich auf der Pashöhe an-langte, bot sich mir ein wunderbarer Anblick. Tief am Horizonte stand die Sonne auf der März-dorfer Seite als ein glutroter Riesenball, während auf der anderen Seite gerade über Vähn der volle Mond aufging. Ringsum tiefe Stille, nur unterbrochen durch das Surren und Schwirren zahlloser Maitäfer, das wie das Propeller-geräusch von Villiputflugzeugen klang. Während ich von diesem Anblick gefesselt stehen blieb, flog vor mir (es schaute aus, als ob sie durch die Sonne flöge), mit klagendem Schrei und schwerem Flügelschlag eine Gule auf. Es war wie im Märchen. Tiefer sank die Sonne, matter wurde ihr Glanz; dafür wurde das Licht des Mondes immer klarer. Ich kann mich nicht erinnern, je einen solchen Sonnenuntergang beobachtet zu haben, nur ein Mal, als ich noch ein Schulkind war, in Kolberg sah ich die Sonne in ähnlicher Pracht ins Meer versinken. Der Zweck meines Weges war vergessen. Wie gleichgültig waren mir auf einmal Butter und Eier! Angesichts der unendlichen Erhabenheit der Natur fallen alle kleinlichen Sorgen des Alltags von uns ab, um Ewigkeitsgedanken Raum zu geben. Wie doppelt froh und dankbar bin ich in solchen Momenten, daß ich schon seit vielen Jahren der Großstadt für immer den Rücken gekehrt habe. In ge-wisser Hinsicht vegetiert der Großstädter ja nur. Was-weiß er von dem so mannigfaltigen Tier- und Pflanzen-leben, von Sonne, Mond und dem Lauf der Gestirne! Er sieht sie ja kaum zwischen den hohen Häusermauern; und er hat keine Zeit, seine Gedanken auf Höheres zu richten in dem Hasten und Treiben nach Erwerb und Gewinn. Das ist ja das Wunderbare bei dem Leben in der Natur, daß sie nicht nur den Körper erfrischt, stählt und widerstandsfähig macht, sondern daß sie auch die Seele befreit vom Alltag, damit sie ihre Schwingen ent-falten kann. Doch es half nichts, ich mußte mich los-reißen von dem herrlichen Bilde, wenn ich mein Ziel er-reichen, die Leute noch nach treffen wollte, denn die Landleute gehen zeitig zur Ruhe. So steuerte ich also schnell auf den März-dorfer Kirchturm los. Meine Be-kannten waren erstaunt, mich zu so später Stunde noch kommen zu sehen. Sie rieten mir ab, den Heimweg allein durch den Wald zu machen und wollten, daß ich bei ihnen übernachtete. Ich lehnte es dankend ab und sagte: „Machen Sie mir nur keine Angst! In unseren Bergen gibt es keine bösen Menschen. Wie oft bin ich um Mitter-nacht die einsame Zadenstraße von Schreiberhau nach Petersdorf gegangen, ohne einem lebenden Wesen zu be-gegnen, als vielleicht einer Rabe, die über den Weg lief. Einmal ging ich, gerade als es Mitternacht schlug, über den schönen Hermsdorfer Friedhof, vorbei an den stillen Gräbern. Ich fühle mich frei von Menschen- oder Ge-spensterfurcht.“ Zwei kleine Mondköpfe, die Kinder meines Bekannten, begleiteten mich noch ein kleines Stück

bis zum „Wasserloch“, dann nahm mich die Einsamkeit der Vollmondnacht auf. Ueber Wiesen, Berg und Tal ein silbernes Glitzern, so daß mir unwillkürlich die „mondbeglänzte Zaubernacht“ einer besseren Zeit in den Sinn kam. Jetzt waren auch die Mattäfer verstummt; nur der warme Nachtwind rauschte leise in den alten Pappeln, die den Weg einräumten. Links drüben hob sich aus dem Dämmer der Probsthainer Spitzberg, das Riesengebirge jedoch blieb unsichtbar. Wie leicht und frei fühlt man sich bei solcher abendlichen Wanderung, wie atmet man in vollen Zügen die erquickende Luft! Hin und wieder knackte ein Zweig im Walde; vielleicht huschte ein kleines Tier vorbei. Jetzt kam der steile Abhang des Hellberges. Da hieß es aufpassen, damit man in dem trügerischen Mondlicht nicht ausgleitet. Da wäre es um die Eier gekommen! Vorsichtig ging ich, bis ich an den Ausgang des Waldes gekommen war, wo eine Waldwiese mich aufnahm. Ruhig floß der Biber dahin, und das Mondlicht glitzerte auf seinen Wellen. So kam ich nach Hause an Freude und an Eiern reich.

Geheimrat Professor Dr. Rosenberg (Hirschberg): **Vom Gebirge.** „Siehe, es ist alles bereit.“ Mit diesen Worten lud in dem bekannten Gleichnis der Hausvater seine Gäste ein, als die Hochzeitstafel gedeckt war. So können auch wir jetzt sagen, wo aus der Nähe und Ferne die Fremden teils schon herbeigeschoben sind, teils mit klopfendem Herzen ihr Können schnüren oder ihre Koffer packen, um nach allen Arbeiten und Sorgen bei uns im Tal oder auf den Bergen auszuruhen und neuen Lebensmut einzusaugen. Bereit ist das gigantische Denkmal der Größe Gottes, das in seinen zertrümmerten, moosüberwachsenen, steil aufragenden Felsen die Herzen mit Andacht füllt, bereit sind die duftenden Wälder, bereit die Matten und Sträucher mit ihren köstlichen Gaben, die uns selbst in diesen so schweren Zeiten noch auf Stunden den Ausruf entlocken: „Es ist eine Lust zu leben“, bereit auch sind unsere Wirte und Gastfreunde, um uns in dieser lebensmittelarmen Zeit mit dem Nötigsten zu erquicken, wenn wir uns richtig abgemeldet haben und nicht mit Ansprüchen kommen, deren Erfüllung uns das herbe Schicksal der „Hungersnot“ versagt hat. Diese „Hungersnot“ ist dank trefflicher, wenn auch oft — bald mit Recht, bald mit Unrecht — getadelter Wirtschaft, keine mehr wie sie einst war, als der Befreiungskrieg die armen guten Landwehnmänner in ihre leeren Hütten, zu ihren bettelnden Kindern zurückkehren ließ, wie uns das in dem jetzt so lehrswerten Büchlein des Demokraten Ziegler „Krisse“ (bei Reclam) so naiv und wahrhaft schön berichtet wird, auch keine solche, wie die Schleier sie bei Kartoffel schalen im Jahre 1843 durchzulösen hatten, sie ist eine Not, die manchen äußerlich schwächigt, innerlich besorgt, krank, aufgeregt macht, aber nicht tötet; sie wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nicht ein Friede uns erwartet hätte, der die vielen Gaststätten mit ihrem Namen: Zum goldenen Frieden zu Seltsamkeiten gemacht hat. Eine Revolution ist gekommen — sie mußte sich auch auf jenen Gebieten bei uns zeigen. Sind wir jetzt alle — nicht bloß vor dem Gesetze — gleich: warum behandeln dann die Kellner, die Schenkmaiden, ja manche Wirte selbst ihre Gäste so ungleich, warum messen sie die Menge und den Ton ihrer Worte, die Ausstrahlung ihrer Blicke nach Reichtum, Stand, Jugend und Alter? Wie häßlich ist es, wenn die Gäste mit mürrischen, mit knappen Worten abgefertigt werden, wenn von dem früheren Gastwirt nur der „Wirt“ übrig geblieben ist! Ich kenne noch die Zeit, wo sich der alte Hollmann, der berühmte Häring, der biedere Erlebach und die Dynastie Zinnecker mit den Gästen zum Austausch der Gedanken vereinte, wo Hände geschüttelt und treue Blicke getauscht wurden. Freilich gibt es noch heute Stätten, wo der Gast als Freund begrüßt und gemüthliche Zwieprache gehalten wird — nur Tante Wollmann in Wolfshau will ich nennen, denn Lebende zu erwähnen, hat seine Nachteile — und diese werden besucht, immer wieder aufgesucht; solche Wirte, die auch ihren Angestellten ein freundliches Interesse für die Antömmelinge beizubringen wissen, haben volle Häuser, und selbst, wenn einmal die Ernährung zu wünschen übrig läßt oder die Preise einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen, weiß die herzliche An-

teilnahme, der freundliche Empfang, die „persönliche Note“ manche Wunde zu heilen. Weshalb gehen wir in manche Baude so gern? und an manchen eilen wir vorbei? Bloß des Essens und Trinkens wegen? Nein, hier ist es gemütlich und dort herrscht „Korrektheit“ oder ja Grobheit. Freilich ist das richtige Benehmen eine Gottesgabe, — es gibt Wirte und noch viel mehr Kellner und Kellnerinnen, denen es nun einmal nicht verliehen ist, was sie zu sagen, anzubieten oder zu vertragen haben, so auszusprechen, daß der Fremde, der ja zu seiner inneren Erhebung, zu seiner langersehnten Freude die weite, mühsame Reise gemacht hat, sich nicht erkältet fühlt und es bedauert, daß die Größe und Schönheit der Natur sich so wenig abgefärbt hat in dem Charakterbild der Bewohner. — Es sind ja auch nicht die kostbaren, zusammengekauften Einrichtungsstücke der Hotels, nicht die Klusseien und Teppiche, welche die Gäste hereinziehen, auf die man Hoffnungen des Besuchs setzen kann; in rauchigen Stuben, auf leingeseffenen Stühlen und hartem Leder sitzen oft die Scharen, denen das „Lokal“ oder sein Wirt so sympathisch ist. Möchten doch unsere Gäste immer mehr fühlen, daß sie in dem gemüthreichen Schleiertulle wirklich „Gäste“ sind! — Ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Absicht. Mein Alter hat mich nicht gehindert, noch größere Wanderungen zu machen, und die alten Erinnerungen überwältigten mich, als ich vom „Himmelreich“ aus die Schlingelbaude besuchte, an den Dreifürsten und am Mittagstein mich hinaufwand, die Spindlerbaude sah und in der so schlichten und doch so köstlichen Dachebaude zu Gäste war, als ich noch einmal im Leben die Knalleffete der Natur bei den Schneegruben erschaute und einen Blick durfte in die alte, aber jetzt nicht mehr alte Schleierische Baude. Da ward mir wieder inne, welches Heilmittel gegen das Furchtbare, das wir jetzt erleben müssen, uns Gott in seiner Allgüte in der Natur gegeben hat. Diese Arznei kann uns keine Entente, keine Partei nehmen; sie hilft zwar nicht, aber sie lindert auf Stunden den Schmerz.

Welt (Goldberg): **Der Riesengebirgsverein** veranstaltete einen Frühjahrs-Ausflug, dessen Ziel die Eislöcher bei Conradswaldau waren. Die Beteiligung war über Erwarten zahlreich; fanden sich doch über 50 Personen, Damen und Herren, um 2 Uhr nachmittags vor dem Obertor ein. Der Weg führte zunächst am Fuße des Wolfssberges entlang, dann durch ganz Wolfssdorf hindurch, wobei den Teilnehmern sich die herrlichste Baumbüte in nächster Nähe bot. Hinter dem Dorfe biegt der Weg seitwärts ab und führt in sanfter Neigung nach den Höhen bei Conradswaldau, unter denen sich der Sargberg infolge seiner eigenartigen Form besonders hervorhebt. Herrliche Bilder erfreuten das Auge des Beschauers bei einem Rückblick von der Höhe aus. Wie lange, weiße Bänder erreckten sich die Kirchhallen weit ins Land hinein und nicht satt genug konnte man sich an dem Blütenprunk der Gärten von Wolfssdorf sehen. Während der Weg bisher keinerlei Schwierigkeiten bot, wurde er im Walde selbst etwas beschwerlich, nicht nur wegen der Steigung, sondern auch wegen der gegenwärtig noch stellenweise vorhandenen sumpfigen Strecken. Um so mehr war es zu bewundern und anzuerkennen, daß die Damen tapfer aushielten und sich ihre Stimmung auch nicht rauben ließen, wenn sie von den dünnen Zweigen der Sträucher nicht ganz sanft gestreift wurden. Bei den Eislöchern gab der Wegwart, Herr Studienrat Dreblow, der Anreger und Führer des Ausflugs, eine kurze Belehrung über die eigenartige Erscheinung und stellte durch Messen fest, daß die Temperatur in der Höhle trotz der starken Außenwärme nur 2 Grad betrug; im Innern selbst befand sich noch Eis. Auf dem weiteren Wege bot sich dem Beschauer ein überaus herrliches Bild vom „Hohlstein“ aus dar. Tief unten breitet sich ein von Felsen eingerahmtes Tal mit saftigen Wiesen aus, und in der Ferne grüßt das Hochgebirge mit der Schneekappe herüber. Während die Höhlen bisher meist aus Basalt bestanden, führte der Weg nunmehr an Sandsteinfelsen vorüber, und der Sandstein verläßt den Wanderer nicht mehr bis ins Steinbachthal hinab. In dem idyllisch gelegenen Restaurant „Steinmühle“ nahm man dann den Kaffee gemeinsam ein. Leider zwang die kühle Temperatur bald zum

Auffuchen des Zimmers; nur die Jugend vergnügte sich noch weiter im Garten durch Bewegungsspiele. Hoch befriedigt und leiblich gestärkt, wurde nach 8 Uhr der Rückweg angetreten, wobei es wiederholt dem jetzigen Vorgesetzten, Herrn Fabrikbesitzer P. Neumann, nahe gelegt wurde, recht bald wieder zu einem Spaziergang einzuladen, wozu unsere schöne Umgebung reichlich Veranlassung bietet.

Geheimrat Professor Dr. Rosenberg (Hirschberg): **Paul v. Zychlinski** soll einen eigenen kurzen Artikel haben. Das hat er um seine schlesische „Heimte“, die er in unzähligen Gedichten besang, an der er in Bromberg und in Dresden mit einer selten starken Treue hing, die seinem liebevollen, nur zur Liebe, nie zum Hass geneigten Herzen sein Paradies war, — verdient, ja er hat mehr als dies verdient, wenn Bewunderung mehr ist. Wenn er in den Ferien sein Amt verließ, um von Baude zu Baude zu wandern, mit innerer Freude an dem eigenartigen Leben in ihr teilnahm, seinen „Radekymarisch“ pfeifend, wenn er auf großen Bogen seine reichen Jugenderinnerungen aus der eigenartigen Gymnasialzeit, seiner durch schwere Verwundung ruhmvoll geendeten Leutnantszeit, in Prosa und öfter noch in bereitwillig dahin strömenden Versen ergoß, wenn er seinen R.-G.-B. und die Männer, die mit ihm wirkten, besuchte und immer neue Worte für seine Heimatliebe fand, — dann verdiente er Bewunderung. Nun ist er dahingegangen in einem Bade fern von der Heimat — aber er, der liebevolle Mensch und treue Freund starb nicht einsam, sondern von Liebe bis zum letzten Augenblick umhegt und gepflegt. Der R.-G.-B. aber ist um eine „Seele“ ärmer geworden.

Wilhelm Müller-Müdersdorf (Charlottenburg): **Wenn der Alte Freß gewußt hätte...** Eine Rübezahlmär von Eberhard König. Es ist keine üble Idee, den märchenhaften Herrn der schlesischen Berge in das Kriegsgeschehen des großen Schlegelgeminners hineinzustellen und so im Vorderbilde wirklichkeitstreuen geschilderter geschichtlicher Ereignisse seine ganze Heldenbärenart dem ihm sympathisch gewordenen Preußenfriedrich nutzbar zu machen. Und E. König, der tief verpreuete Darstellungmeister, hat es verstanden, ihr durch gehaltvolle, bewegte Handlung und Charakterzeichnung die kunststarke Ausprägung zu geben. Wohl auch aus dem Grunde, weil er mit diesem Werke, das glücklich Märchenzerzählung und historische Dichtung vereinigt, auf eigenem Landschafts- und Stoffgrunde baut. Mit hervorragender Geschicklichkeit hat er die Rübezahlpysche erfaßt, und höchst plastisch läßt er sie in des Vergessenen Verwandlungen und seinen heiteren und ernsten Streichen wirksam werden. Die Spiegelungen, in denen er Rübezahl als tollwilden, tatlustigen, knorrigen und stets bemühten Wundercharakter erscheinen und mit denen er meisterhaft knapp und scharf die Rübezahllartigen Eigenheiten der Riesengebirgswelt hervortreten läßt, nehmen es mit jenen, die Karl Hauptmann in seinem mehr phantastisch-symbolistischen Rübezahlbuche bietet, wohl auf; denn auch König schildert und gestaltet hier mit einer ganz eigenwilligen, hoch entwickelten und blühend reichen Sprachgewalt.

Arzt (Goldberg): **Der Lumpensammler von Tannhausen.** Kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß der Lumpensammler von Tannhausen bei Bad Charlottenbrunn, Hannig, eine in der dortigen Gegend bekannte Persönlichkeit, in seiner Behausung ermordet aufgefunden worden sei. Das erinnerte mich an einen Besuch, den ich dem unverheirateten, wunderlichen Rauz machte, als ich im Bade erfahren hatte, daß er auch alte Teller, Tassen u. s. w. sammle und verkaufe. Nach mehrfachem Hin- und Herfragen im Dorfe wurde mir endlich das Haus des Lumpensammlers gezeigt, das durch sein Außeres und seine Umgebung wenig zum Betreten einlud; denn rings um das kleine, etwas zerfallene Gebäude lagerten altes Eisen, halbe Kinderwagen, Räder, Schleifsteine, Kisten und Kästen sowie anderes, was fast keinen Wert mehr hatte und man in schlesischer Mundart mit „Gerümpel“ bezeichnet. Aber wie sah es erst im Innern aus! Da konnte man buchstäblich in Folge der mauerartig aufgestapelten Lumpen keinen Schritt gehen. Die Fenster, zu denen man nur über die

Lumpen hinweg gelangen konnte, ließen nur wenig Sonnenlicht ein und waren von Spinnweben überzogen. Nachdem ich das Vertrauen des Sonderlings einigermaßen gewonnen hatte, brachte er, über die Berge von Lumpen kletternd, und Brot, Salz, Butter, und was er sonst noch als häuslichen Vorrat besaß und oben auf den Lumpen lag, beiseite schiebend, einige gewöhnliche Bauernteller hervor. Ganz erstaunt war ich über den Preis, den er forderte; und da ich meine Bewunderung nicht verbergen konnte, sagte er ziemlich beleidigt: „Was wollen Sie, die Berliner sind froh, wenn sie von mir etwas zu kaufen bekommen, und viele Großstädter tragen den Badesuchern auf, ja einige Altentümer von Hannig mitzubringen. Neugierig, wie der damals in den 50er Jahren stehende Mann lebe, fragte ich ihn, wie er sein Leben gestaltet, worauf er mir erzählte, daß er sich alles allein besorge und seine Mahlzeiten hauptsächlich unterwegs in den Gasthäusern einnehme. Dabei leistete er sich hin und wieder eine „Kulmbacher“. Wie sein Haus, so war auch seine Kleidung beschaffen, sie paßte für sein Leben auf der Straße. In einem solchen Anzuge trat er einmal in ein Bankhaus in Breslau ein und legte einen Tausendmarktschein zum Wechseln vor. Etwas bestürzt über den Wunsch des ärmlich gekleideten Mannes, vermutete der Wechsel, daß der Schein wohl von einem Diebstahl herrühren könnte, und fragte nach dem Namen und Wohnort, worauf er im Nebenzimmer verschwand, nicht um kleinere Scheine zu holen, sondern Erlundigung in Charlottenbrunn auf telephonischem Wege einzuholen. Da wurde dem Fragenden die Antwort, daß er dem ärmlich aussehenden Manne ruhig mehr denn 20000 Mark wechseln könne.

Hans Zuchhold: **Drei Kränze.** Verlag von Hellmann, Glogau. In „Drei Kränze“ hat Hans Zuchhold das Beste aus seinem bisherigen lyrischen Schaffen gewonnen. Ein bunter Heidefranz sammelt stimmungsvolle Naturbilder, insbesondere aus der Waldheimat des Dichters; ein rotblühender Rosenkranz bringt starkduftende Blüten der Liebe; ein grüner Eichenkranz vereint aus tiefem deutschen Gemüt entquollene Lieder von Kampf und Überwinden. „Ein inniger Gefühlston geht durch Zuchholds Verse. Wo er am schlichtesten ist, wirkt er am stärksten. Seine Naturbilder sind wirkliche Naturbeseelung. Er legt die eigene Seele da hinein.“ (Woskauer D. Zeitung.)

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlicher Schriftleiter: Geh. Studienrat Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.

Für den nachfolgenden Anzeigenteil verantwortlich: Paul Venich in Hirschberg.

Anzeigenteil.

Anzeigen
für die nächste Ausgabe des
Wanderer erbitten wir bis zum
15. August
General-Anzeiger f. d. R.,
Hirschberg i. Schl.

Radfahrer endlich erreicht!

Die beste und billigste Federbereifung ist mein Militärrollen, bestehend aus einzelnen Federn, keine Erschütterung und Beschädigung der Räder mehr. Preis per Garn, M. 35.—. Ebenfalls Spiralfederrollen Perfekt Preis per Paar M. 15.— Verpackung M. 1.— gegen Nachnahme. Mitteld. Federfabrik, Halle a. d. S. 76 b. Schloßbach 32, 78

Die Verwaltung der Anschlagsäulen in Bad Flinsberg

geschieht durch

Arthur Dresler's Buchdruckerei
in Friedeberg (Queis)

Tarif gegen 10 Pfg. in Briefmarken.